

ZORAN DRVENKAR

Sorry

THRILLER

ullstein 

Ullstein

Zoran Drvenkar

Sorry

Thriller

ISBN: 978-3-550-08771-4

© 2009 by Zoran Drvenkar

© 2009 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Minion

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

*Eine gute Entschuldigung ist wie ein Abschied,
bei dem man weiß, daß man sich nicht wiedersehen wird.*

dazwischen

DU

Es überrascht dich, wie einfach es ist, sie ausfindig zu machen. Du hast in solch einem tiefen Loch gesteckt, daß dir nichts mehr möglich erschien. Du hast dich mehr und mehr verloren, und als du dachtest, niemals wieder Licht zu sehen, fiel dir sein anderes Adreßbuch in die Hände. Er besaß zwei, auch das wußtest du nicht, wie du so vieles nicht über ihn wußtest.

Das eine Adreßbuch ist in Leder gebunden, das andere ein Oktavheft, wie ihr es in der Schule hattet. Du hast das Oktavheft durch Zufall zwischen Zeitschriften in seinem Nachttisch gefunden. Es ist voller Namen. Du hast sie gezählt. 46. Immer noch bricht Sehnsucht in dir aus, sobald du seine Handschrift siehst. Schief nach rechts geneigt, mit der Verzweiflung des Linkshänders. Deine Finger sind über die Namen, Adressen und Telefonnummern gewandert, als könntest du erspüren, was er gefühlt hat, während er sie schrieb. Zwei der Namen sind unterstrichen; es sind die einzigen Namen, die du kennst.

An dem Tag, an dem du das Oktavheft entdeckt hast, ist Licht in deine Dunkelheit gekommen. Die Namen sind das ersehnte Zeichen gewesen, auf das du gewartet hast. Ein halbes Jahr des Wartens, und dann dieses Licht. Woher hättest du auch wissen sollen, daß manche Zeichen gesucht werden müssen?

Niemand hat dir das gesagt.

Eine der beiden Adressen ist nicht mehr gültig, aber das ist kein Problem für dich. Du hast Erfahrung damit, Menschen ausfindig zu machen. Unser System funktioniert hauptsächlich durch Informationen, und nichts ist heutzutage leichter zu bekommen. Du hast zwei Minuten gebraucht.

Die Frau ist nach Kleinmachnow gezogen. Auf dem Stadtplan findest du heraus, daß sie ihr neues Zuhause um exakt drei Kilometer Luftlinie in Richtung Süden verschoben hat. Das neue Mietshaus erinnert sehr an das alte. Wir sind Wesen der Gewohnheit. Wenn wir uns umdrehen, wollen wir wissen, was hinter uns liegt. Du wartest geduldig, bis einer der Mieter das Haus verläßt, dann steigst du hoch in das dritte Stockwerk und klingelst.

– Ja, bitte?

Sie ist jetzt Ende Vierzig und sieht aus, als wären die letzten Jahre ein langer, mühsamer Weg gewesen, den sie allein gehen mußte. Es ist egal, wie sie aussieht, du hättest sie überall wiedererkannt. Ihre Haltung, ihre Stimme. Es überrascht dich, daß du sogar ihre Gesten verinnerlicht hast. Du hattest mit dieser Frau nie eine Beziehung, dennoch ist dir alles an ihr vertraut. Wie sie sich vorbeugt, wie sie dich ansieht, das Zusammenkneifen ihrer Augen, der fragende Blick. Jedes Detail hat sich so tief in dich eingebrannt, daß es mehr als nur Erinnerung ist.

– Hallo, sagst du.

Sie zögert kurz. Sie ist sich nicht sicher, ob du eine Bedrohung bist. Du würdest sie gerne fragen, welche Bedrohung am helllichten Tag vor einem Mietshaus in Kleinmachnow auftaucht und lächelt.

– Kennen wir uns?

Da ist plötzlich Interesse in ihren Augen. Es wundert dich nicht. Sie ist ein neugieriger Mensch; auch wenn sie dich noch nicht einordnen kann, zeigt sie keine Spur von Mißtrauen. Die gefährlichsten Menschen sind nicht mißtrauisch, sie sind interessiert. Du kennst diesen Blick. Als Kind hast du einen Unfall auf der Autobahn beobachtet. All das Blut, die Scherben, herumrennende Feuerwehrleute, Flammen und öligschwarzer Rauch. Jedesmal, wenn du danach mit deinen Eltern an der Unfallstelle vorbeigefahren bist, kam diese Aufregung in dir auf.

Hier ist es passiert. Kann man noch was erkennen? Ist alles weg?

Auf dieselbe Weise sieht sie dich an.

– Wir kennen uns von früher, sagst du und reichst ihr das Foto. Ich wollte nur mal hallo sagen.

Du weißt, sobald sie das Foto sieht, wird Panik in ihr hochkom-

men. Vielleicht wird sie die Tür zuschlagen. Wahrscheinlich wird sie leugnen.

Sie überrascht dich, wie sie dich schon immer überrascht hat. Sie ist gut für Überraschungen, denn sie ist unberechenbar.

– Du bist das!

Im nächsten Moment öffnet sie ihre Arme und umschließt dich warm und sicher.

In der Wohnung erklärt sie, daß ihr Mann gegen sechs wieder zurückkommen wird, aber bis dahin sei ja noch ein wenig Zeit. Du weißt, daß sie geschieden ist und ihr Ex in der Nähe von Bornholm lebt. Es ist gut, daß sie dir Vertrauen vorspielt. Jede Unsicherheit ist gut.

Ihr setzt euch in das Wohnzimmer. Von deinem Platz aus kannst du auf den Balkon schauen. Ein Tisch, keine Stühle. Neben dem Tisch eine Skulptur. Ein Junge, der den Kopf senkt und die Hände zum Gebet verschränkt. Dir sind solche Skulpturen im Baumarkt aufgefallen. Manche halten ein Buch, andere haben Flügel auf dem Rücken. Du siehst schnell weg, du fühlst dich geblendet, obwohl die Sonne an diesem Tag blaß und erschöpft herabscheint.

– Möchtest du etwas trinken?

Sie bringt dir ein Glas Mineralwasser und stellt es auf den Couchtisch neben das Foto. Zwei Jungen auf einem Fahrrad. Sie grinsen, sie sind so jung, daß es schmerzt.

– Ich dachte, ich sehe dich nie wieder, sagt sie und beugt sich vor, um eine Strähne aus deiner Stirn zu streichen. Intim. Nahe. Du zuckst nicht zurück. Deine Selbstbeherrschung ist perfekt.

– Habe ich dir gefehlt? möchte sie wissen.

Ich habe in den Nächten von dir geträumt, willst du ihr antworten, aber du bist dir nicht sicher, ob es der Wahrheit entspricht. Da sind Träume und da ist die Realität, und du irrst dazwischen herum und versuchst, die beiden mit großer Mühe auseinanderzuhalten.

Sie lächelt dich an. In ihrem Blick ist jetzt nicht nur Neugierde, da ist auch eine Spur Verlangen. Du zwingst dich, nicht zur Skulptur zu schauen, du zwingst dich, ihr Lächeln zu erwidern. Dabei reißt etwas in dir. Lautlos wie ein Spinnfaden. Ihr Verlangen ist

zuviel für dich. Und du dachtest, du hättest Selbstbeherrschung. Und du dachtest, du könntest das.

– Ich müßte mal pinkeln.

– Ach, schau mal an, schämst du dich etwa vor mir? fragt sie.

Dein Gesicht ist rot, die Hände ballen sich unter der Tischplatte. Scham.

– Es ist die zweite Tür von links, sagt sie und klopft dir aufs Knie. Beeil dich, sonst muß ich dich holen kommen.

Lasziv, verspielt zwinkert sie dir zu. *Ich bin nicht mehr neun Jahre alt!* möchtest du sie anbrüllen, aber da ist nur eine kalte Starre in dir, und diese Starre läßt nichts durch. Du stehst auf und gehst in den Flur. Du öffnest die zweite Tür von links und schließt sie hinter dir. Vor dem Spiegel hebst du den Blick, doch deine Augen weichen dir aus. Es schmerzt, es schmerzt jedesmal von neuem. Du hoffst, daß es eines Tages anders wird, diese Hoffnung hält dich aufrecht und lindert den Schmerz.

Bald ist es vorbei.

Du kniest dich auf den Fliesenboden und klappst den Toiletendeckel hoch. Du bist leise, kein Keuchen, kein Stöhnen, nur ein Plätschern ist zu hören. Als nichts mehr kommt, nimmst du die Zahnbürste aus dem Zahnputzbecher und schiebst sie dir in den Hals, um sicherzugehen, daß dein Magen auch wirklich leer ist. Danach wäschst du dir die Hände und spülst deinen Mund aus. Bevor du das Bad verläßt, steckst du die Zahnbürste ein und wischst mit Toilettenpapier sorgfältig jede Fläche sauber, die du berührt hast.

Bald.

Sie sitzt noch immer auf dem Sessel und raucht – Arm angewinkelt und mit leicht nach hinten geneigtem Kopf, wenn sie Rauch aus ihrem Mund entweichen läßt. Auch diese Geste ist dir so vertraut, daß die Erinnerungen sich wie eine Handvoll Dias übereinanderlegen. Damals und Heute werden zum Jetzt, und das Jetzt wird zum Heute und zum Damals. Sie hält das Foto in der Hand und betrachtet es. Als du hinter ihr stehenbleibst, dreht sie den Kopf, und ihre Augen leuchten auf. Du richtest das Gas auf dieses Leuchten, bis die Dose leer ist und sie als wimmernder Haufen auf dem Boden liegt. Danach beginnst du, jede Spur von dir im

Zimmer zu entfernen. Du trinkst das Glas aus und steckst es ein. Das Foto ist ihr aus der Hand gefallen. Du hebst es auf und steckst es ein. Du bist vorsichtig, du bist genau, du weißt, was du tust. Als sie wegzukriechen versucht, drehst du sie auf den Rücken und setzt dich auf ihre Brust. Ihre Arme sind unter dir eingeklemmt, die Augen zugeschwollen. Sie bäumt sich auf, ihre Knie kommen hoch, die Fersen trommeln auf den Teppich. Du legst eine Hand fest über ihren Mund, und mit der anderen hältst du ihr die rotziefende Nase zu. Es geht schnell.

Du machst ein Päckchen aus ihr. Du drückst ihr die Oberschenkel an die Brust und schiebst ihr die Arme unter die Kniekehlen. Sie ist nicht groß. Du hast an alles gedacht. Zehn Tage Planung sind genug Zeit. Sie paßt in einen von diesen schwarzen 120-Liter-Müllbeuteln. Du trägst sie aus der Wohnung. Auf der Treppe begegnet dir ein alter Mann. Du nickst ihm zu, er nickt zurück. Es ist so einfach wie Müll runterbringen.

Sie wird erst sehr spät wach.

Du bist ein wenig enttäuscht gewesen, als du die Wohnung das erste Mal betreten hast. Sie war verdreckt und verlassen, sie hatte nichts von dem, was gewesen war. Du hattest mehr erwartet. Orte mit einer solchen Vergangenheit sollten nicht verlassen sein. Es ist respektlos. Menschen pilgern nach Dachau und Auschwitz, sie schauen sich die Konzentrationslager an, als könnten sie daraus irgend etwas lernen, während einige Meter von ihrem Zuhause entfernt eine neue Form des Grauens stattfindet, ohne daß sie es mitbekommen.

Es ist recht schwierig gewesen, die richtige Fototapete zu finden. Du bist durch ganz Berlin gefahren, und erst nachdem du im fünften Fachgeschäft einem der Mitarbeiter beschrieben hast, was genau du suchst, ist er ins Lager gegangen und mit mehreren Rollen zurückgekommen.

Zu deiner Überraschung hat er sie dir alle geschenkt.

– So einen Scheiß kauft eh keiner mehr, sind seine Worte gewesen.

Manchmal fragst du dich, ob du mit den Details übertreibst.

Dann gibst du dir die einzige logische Antwort. Es geht hier um Erinnerung. Es geht um Details. Dir sind die Details wichtig. Du würdigst die Erinnerung.

Die Wand ist noch feucht vom Kleister. An der Stelle, an der sich der Metallring befunden hat, ist ein Loch in der Wand zurückgeblieben. Bevor du das Loch mit der Fototapete überklebst hast, mußt du den Zeigefinger hineinstecken. Du hast die Stelle markiert, das X ist genau auf deiner Augenhöhe.

Der linke Schuh fällt von ihrem Fuß, als du sie gegen die Wand drückst. Du kommst ihr dabei so nahe, daß dir übel wird. Ihr ohnmächtiger Körper ist weich, und es ist schwierig, ihn in der Vertikale zu halten. All die Stunden im Fitneßcenter lohnen sich endlich. Deine Kraft gibt dir Ruhe. Ihr seid Brust an Brust. Ihr Atem riecht nach kaltem Rauch. Du hebst ihre Arme nach oben, ihre Füße lösen sich einige Zentimeter vom Boden, du holst mit dem Hammer aus und schlägst zu.

Der Nagel durchbricht widerstandslos die Innenflächen ihrer zusammengelegten Hände. Drei Schläge reichen, dann ragt nur noch der Nagelkopf aus den Handwurzeln hervor. Sie erwacht beim letzten Schlag, eure Augen sind jetzt auf einer Höhe, und sie schreit dir ins Gesicht. Der Schrei verpufft als dumpfes Pochen an dem Isolierband, mit dem du ihr den Mund verklebst. Ihr seht euch an, du wirst ihr nie wieder so nahe sein. Sie zuckt, sie will austreten, dein Körper drückt sie gegen die Wand, hält sie in Position. Panik und Zufriedenheit und Kraft. Immer wieder Kraft. Tränen schießen aus ihren geschwollenen Augen und treffen dein Gesicht. Du hast genug gesehen und trittst zurück. Ihr Gewicht reißt sie nach unten. Der überraschte Blick. Es gibt einen Ruck. Der Schmerz läßt sie erzittern, ein Schauer durchläuft ihren Körper, ihre Blase entleert sich. Der Nagel hält. Sie hängt mit emporgestreckten Armen an der Wand. Der rechte Schuh fällt mit einem leisen Klacken herunter, ihre Zehen scharren über den Boden und suchen Halt. Wenn Blicke dich zerreißen könnten, wärest du jetzt nicht mehr am Leben.

Es ist an der Zeit, sich zu trennen. Du zeigst ihr, wo sie hinsehen soll. Sie will den Kopf abwenden. Du wußtest, daß sie das tun wür-

de. Es paßt. Also trittst du nahe an sie heran und plazierst den zweiten Nagel auf ihrer Stirn. Er ist größer, vierzig Zentimeter lang und hat einen besonderen Namen, den du dir nicht gemerkt hast. Der Mann im Eisenwarenladen hat ihn dir zweimal genannt, und du hast genickt und dich bedankt. Sie erstarrt, als die Spitze ihre Haut berührt. Ihre Augen sprechen zu dir. Sie sagen, daß du das nicht tun wirst. Sie befehlen es dir. Du schüttelst den Kopf. Da kneift sie die Augen zu. Du bist überrascht, du hast mehr Widerstand erwartet. Daß sie erneut nach dir tritt, daß sie sich wehrt.

Sie gibt auf.

Deine Lippen berühren ihr Ohr und du flüsterst:

– Ich war es nicht.

Sie reißt die Augen auf. Und da ist der Blick, und da ist das Begreifen.

Jetzt.

Du treibst den Nagel mit einem präzisen Schlag durch ihren Stirnknochen. Du brauchst vier Schläge mehr als bei den Händen, ehe der Nagel ihren Hinterkopf durchstößt und sich in die Wand bohrt. Sie zuckt, aus ihrem Zucken wird ein Zittern, dann hängt sie still. Helles Blut sickert aus dem Ohr, in das du geflüstert hast; ein dunkler Blutfaden tritt aus der Stirnwunde und wandert zwischen ihren Augen über die Nasenwurzel und die Wange hinunter. Du wartest und beobachtest die Eleganz, mit der sich der Blutfaden über ihr Gesicht bewegt. Bevor er das Isolierband erreicht, reißt du es von ihrem Mund. Speichel sickert über ihre Lippen und vermischt sich mit dem Blut. Das rechte Auge schließt sich, als wäre es müde. Du öffnest es wieder, es bleibt offen. Du folgst ihrem starren Blick. Es ist gut so, du mußt nichts korrigieren, alles ist richtig.

TEIL I

danach

In der Dunkelheit deiner Gedanken möchte ich ein Licht sein.

Ich habe keine Idee, wer das geschrieben hat. Ich erinnere mich nur an den Zettel, der eines Tages in der Küche an die Wand gepinnt war.

In der Dunkelheit deiner Gedanken ...

Ich will, daß jemand mit einer Taschenlampe aus dem Wald tritt und den Lichtstrahl auf mein Gesicht richtet. Gesehen werden kann so wichtig sein. Egal, von wem. Ich verschwinde mehr und mehr in mir selbst.

Es ist der Tag danach. Meine Hand liegt auf dem kalten Metall der Heckklappe. Ich lausche, als könnten meine Fingerspitzen die Vibrationen hören. Ich brauche mehr Zeit, ich bin noch nicht fähig, den Kofferraum zu öffnen. Vielleicht nach weiteren hundert Kilometern, laß es tausend sein.

... möchte ich ein Licht sein.

Ich steige ein und starte den Motor. Sollte irgend jemand eines Tages meinen Weg nachverfolgen, wird er sich in der Zusammenhanglosigkeit verlieren. Ich bewege mich durch Deutschland wie eine Laborratte durch ein Labyrinth. Ich taumle und bin bei jedem Schritt unsicher, schlage Haken, drehe mich im Kreis. Aber was ich auch tue, ich bleibe nicht stehen. Stehenbleiben kommt nicht in Frage. Sechzehn Stunden werden zu sechzehn Minuten zusammengerafft, wenn man ohne Ziel unterwegs ist. Die Grenzen der eigenen Wahrnehmung beginnen zu zerfasern, und alles erscheint ohne Sinn. Selbst der Schlaf verliert seine Bedeutung. Ich wünschte, da wäre ein Licht in der Dunkelheit meiner Gedanken. Aber da ist kein Licht. So bleiben mir nur die Gedanken.

davor

KRIS

Bevor wir über dich sprechen, möchte ich dir die Menschen vorstellen, denen du bald begegnen wirst. Es ist ein kühler Tag Ende August. Die Sonne steht überdeutlich klar am Himmel und erinnert an das flackernde Leuchten von Lichtschaltern in Hausfluren. Die Leute wenden der Sonne ihre Gesichter zu und wundern sich, warum so wenig Wärme zurückkommt.

Wir befinden uns in einem kleinen Park mitten in Berlin. Hier nimmt alles seinen Anfang. Ein Mann sitzt am Wasser auf einer Parkbank. Sein Name ist Kris Marrer, er ist neunundzwanzig Jahre alt und wirkt wie ein Asket, der vor langer Zeit beschlossen hat, kein Teil der Gesellschaft zu sein. Kris weiß nur zu gut, daß er ein Teil der Gesellschaft ist. Er hat die Schule und das Studium beendet. Er fährt gerne ans Meer, liebt gutes Essen und kann stundenlang über Musik reden. Auch wenn er nicht will, gehört Kris Marrer definitiv dazu, und das bekommt er an diesem Mittwoch morgen deutlich zu spüren.

Er sitzt so auf der Parkbank, als wolle er jeden Moment aufspringen. Sein Kinn ist vorgestreckt, die Ellbogen liegen auf den Knien. Heute ist kein guter Tag, schon beim Erwachen wußte er, daß es kein guter Tag werden würde, aber dazu kommen wir später. Wichtig ist im Moment, daß er es bereut, sich ausgerechnet diese Parkbank am Urbanhafen ausgesucht zu haben. Er dachte, ein paar Minuten Ruhe, um zu sich zu kommen, wären genau das richtige. Er hat falsch gedacht.

Einige Meter entfernt sitzt eine Frau im Gras. Sie ist angezogen, als würde sie nicht glauben wollen, daß der Sommer vorbei ist. Ärmelloses Kleid, Sandalen. Das Gras um sie herum sieht erschöpft aus, der Boden ist klamm. Ein Mann steht vor der Frau und redet auf sie ein. Seine rechte Hand ist wie eine Axt, die laut-

los durch die Luft schneidet. Scharf, kantig, schnell. Jedesmal, wenn der Mann auf die Frau zeigt, zuckt sie zusammen. Das Paar ist nicht einmal besonders laut, dennoch hört Kris klar und deutlich jedes ihrer Worte.

Er weiß jetzt, daß der Mann fremdgegangen ist. Die Frau glaubt ihm nicht. Als der Mann aufzählt, mit wem er alles geschlafen hat, beginnt die Frau ihm zu glauben und nennt ihn einen Bastard. Er ist ein Bastard, daran führt nichts vorbei. Er lacht ihr ins Gesicht.

– Was hast du gedacht? Dachtest du, ich würde dir treu sein?

Der Mann spuckt der Frau vor die Füße, wendet ihr den Rücken zu und geht. Die Frau beginnt zu weinen. Sie weint lautlos, die Leute reagieren, wie die Leute reagieren, und schauen woandershin. Die Kinder spielen weiter, und ein Hund bellt aufgeregt eine Taube an, während eine gleichgültige Sonne nichts sieht, was sie nicht schon längst gesehen hat.

An solchen Tagen muß es regnen, denkt Kris. Niemand sollte sich von einem Menschen trennen, wenn die Sonne scheint.

Als die Frau aufsieht, bemerkt sie ihn auf der Parkbank. Sie lächelt verlegen, sie will ihre Traurigkeit nicht zur Schau stellen. Ihr Lächeln erinnert Kris an einen Vorhang, hinter den er für einen Moment schauen darf. *Nett, einladend.* Er ist berührt von ihrer Offenheit, dann ist der Moment genauso schnell wieder vorbei, die Frau reibt sich die Tränen aus dem Gesicht und blickt über das Wasser, als wäre nichts gewesen.

Kris setzt sich zu ihr.

Später wird er seinem Bruder erzählen, daß er selbst nicht wußte, was er da tat. Aber das ist später. Von hier an geht alles recht einfach. Es ist, als wären die Worte schon immer in seinem Kopf gewesen. Kris muß sie nicht suchen, er muß sie nur aussprechen.

Er erklärt der Frau, was eben passiert ist. Er nimmt den Bastard, der sie betrogen hat, in Schutz und erfindet für ihn eine schwierige Vergangenheit. Er erzählt von Problemen und Kindheitsängsten. Er sagt:

– Wenn er könnte, dann würde er vieles anders machen. Er weiß, daß er Mist baut. Laß ihn gehen. Wie lange kennt ihr euch? Zwei Monate? Drei?

Die Frau nickt. Kris macht weiter.

– Laß ihn gehen. Sollte er wiederkommen, weißt du, daß es richtig ist. Sollte er nicht wiederkommen, kannst du dich freuen, daß es vorbei ist.

Während Kris spricht, findet er Gefallen an seinen Worten. Er kann ihre Wirkung beobachten. Sie sind wie eine beruhigende Hand. Die Frau hört aufmerksam zu und sagt, sie wäre sich eh nicht sicher gewesen, was sie von der ganzen Beziehung halten sollte.

– Hat er viel über mich gesprochen?

Kris zögert unmerklich, dann macht er ihr Komplimente und erzählt, was man einer unsicheren, dreiundzwanzigjährigen Frau erzählt, die ohne große Schwierigkeiten in derselben Woche ihren nächsten Liebhaber finden wird.

Kris ist gut, er ist wirklich gut.

– Auch wenn er es nie zugeben wird, sagt er zum Schluß, darfst du nicht vergessen, daß es ihm leid tut. Tief in seinem Inneren entschuldigt er sich gerade bei dir.

– Wirklich?

– Wirklich.

Die Frau nickt zufrieden.

Alles beginnt mit einer Lüge und endet mit einer Entschuldigung – auch dieser Morgen hier im Park. Die Frau weiß nicht, wer Kris Marrer ist. Sie will auch nicht wissen, woher er den Bastard kennt, der sie gerade verlassen hat. Und obwohl sie ansonsten keine Verbindung zu Kris hat, fragt sie ihn, ob er nicht Lust hätte, mit ihr etwas trinken zu gehen. Der Schmerz der Frau ist wie eine Brücke, die jeder betreten darf, der Mitgefühl aufbringt.

Manchmal, denkt Kris, sind wir so was von austauschbar, daß es schon peinlich ist.

– Ein Glas Wein würde mir guttun, sagt sie, und ihre Hand glättet dabei das Kleid über ihren Beinen, als wäre das Kleid ein Grund für Kris, über ihr Angebot nachzudenken. Er sieht ihre Knie, er sieht die rotlackierten Zehennägel in den Sandalen. Dann schüttelt er den Kopf. Er hat das nicht getan, um dieser Frau näherzukommen. Er hat rein instinktiv gehandelt. Vielleicht ist es

der banale Urdrang des Beschützers gewesen. Mann sieht Frau, Mann will Frau beschützen, Mann beschützt Frau. Später wird Kris zu der Einsicht kommen, daß er seiner Berufung gefolgt ist – er hatte das dringende Bedürfnis, sich zu entschuldigen. Später wird ein Teil zum anderen finden und ein großes Ganzes ergeben. Später.

Kris legt seine Hand auf die der Frau und sagt:

– Es tut mir leid, aber ich bin verabredet.

Da ist wieder ihr Lächeln, aber es ist nicht mehr gequält, sie versteht Kris, sie vertraut ihm.

– Ein anderes Mal, verspricht er und steht auf.

Sie nickt. Es ist vorbei. Der Trennungsschmerz ist verschwunden, denn sie hat ein wenig Licht gesehen. Ein netter Mann hat ihr die Augen geöffnet. Und so lassen wir die Frau allein auf der Wiese sitzen und verlassen gemeinsam mit dem netten Mann den Park. Wir befinden uns auf dem Weg zu seinem Job. Es wird sein letzter Arbeitstag sein, und der nette Mann ist gar nicht gut gelaunt.

– Du mußt das verstehen, sagt Bernd Jost-Degen zehn Minuten später und schiebt sich die Hände in die Vordertaschen seiner Designerjeans. Er steht mit dem Rücken zum Fenster, so daß Kris sein Gesicht nur als Silhouette erkennen kann. Ein digitaler Zeiger zuckt zwischen einem Chagall und einem Miró über eine digitale Uhr, die als Projektion an die Wand geworfen ist. Es muß im Büro des Chefs immer halbdunkel sein, sonst sieht man die Uhr nicht. Bernd Jost-Degen ist drei Jahre älter als Kris und mag es nicht, wenn man Chef zu ihm sagt. Er bevorzugt das entspanntere Boß.

– Überall wird rationalisiert, spricht Bernd Jost-Degen weiter. Sieh mich an, mir wächst die Scheiße auch schon über den Kopf. Die Strukturen sind nicht mehr dieselben, die Welt hat sich weitergedreht, verstehst du? Früher haben die Leute gute Arbeit geleistet und wurden gut bezahlt. Jetzt müssen sie großartige Arbeit leisten und werden schlecht bezahlt. Und dafür müssen sie dann auch noch dankbar sein.

Er lacht das Lachen von jemandem, der nicht zu den Leuten gehört. Kris fühlt sich wie ein Idiot und weiß nicht, warum er noch einmal mit seinem Chef sprechen wollte. Zu seinen Füßen stehen

zwei Papiertüten, die ihm von der Putzfrau überreicht wurden, nachdem sie seinen Schreibtisch leer geräumt hatte.

– Das ist Marktwirtschaft, Kris, das ist Überbevölkerung. Es gibt zu viele von uns, und unsere Seelen gehören dem Kapitalismus. Sieh mich an. Ich hänge an Schnüren. Ich bin eine Puppe. Die Leute oben sagen, Bernd, wir wollen den doppelten Gewinn. Und was mache ich? Ich stelle euch billigeres Mineralwasser hin und schleppe den ordinärsten Kaffee an und kürze, wo ich nur kürzen kann, damit die Leute da oben mir nicht die Schnüre kappen.

– Was redest du nur? fragt Kris. Du hast mich entlassen, du hast mich zu einer Kürzung gemacht.

Bernd Jost-Degen legt seine Hände übereinander und streckt sie nach vorn.

– Mensch, Kris, guck doch mal, mir sind die Hände gebunden, schlag mich tot, wenn du willst, aber mir sind die Hände gebunden. Ich muß die Leute gehen lassen, die zuletzt gekommen sind. Natürlich kannst du frei weiterarbeiten. Und wenn du möchtest, schreibe ich dir auch eine Empfehlung, das mache ich gern. Ist doch klar. Versuch es doch mal beim *Tagesspiegel*, die stehen ja gerade auf dem Schlauch. Oder hast du schon mal an die *taz* gedacht, bei denen ... Was ist? Wieso schaust du so?

Kris hat den Kopf schräg gelegt. Seine Gedanken sind auf einen Punkt gebracht. Es ist ein wenig wie Meditation. Bei jedem Einatmen wird Kris größer, und bei jedem Ausatmen schrumpft sein Chef ein wenig mehr zusammen.

– Du wirst mir doch nicht gewalttätig werden? sagt Bernd Jost-Degen nervös und tritt hinter seinen Schreibtisch. Seine Hände verschwinden in den Hosentaschen, sein Oberkörper lehnt sich zurück, als würde er an einem Abgrund stehen. Kris rührt sich nicht, er beobachtet nur, und würde er jetzt näher an seinen Chef herantreten, könnte er seine Furcht riechen.

– Tut mir wirklich leid, Mann. Wenn du willst ...

Kris läßt ihn mitten im Satz stehen und durchquert die Redaktion mit den Papiertüten unter den Armen. Er ist enttäuscht. Bernd Jost-Degen hat nie gelernt, wie man eine Entschuldigung richtig formuliert. Sag nie, es tut dir leid, und versteck dabei die Hände in den Hosentaschen. Wir alle wollen die Waffen sehen, mit

denen man uns verletzt. Und solltest du so lügen, wie Bernd Jost-Degen es eben getan hat, dann geh zumindest einen Schritt auf dein Gegenüber zu und gib ihm das Gefühl, die Wahrheit zu sagen. Heuchel ihm Nähe vor, denn Nähe kann über Lügen hinwegtäuschen. Es gibt nichts Erbärmlicheres als einen Menschen, der sich für seine Fehler nicht entschuldigen kann.

Niemand blickt auf, als Kris vorbeigeht. Er wünscht sich, die ganze Truppe würde an Ort und Stelle an ihrer Ignoranz ersticken. Ein Jahr lang hat er eng mit ihnen zusammengearbeitet, und jetzt blickt kein einziger auf.

Kris setzt im Fahrstuhl die Papiertüten auf dem Boden ab und sieht sich im Wandspiegel an. Er wartet darauf, daß sein Spiegelbild den Blick abwendet. Das Spiegelbild grinst zurück.

Besser als nichts, denkt Kris und drückt den Knopf für das Erdgeschoß.

In den zwei Tüten befinden sich alle seine Recherchen und Interviews der letzten Monate, für die sich kein Mensch wirklich interessiert. Für einen Tag aktuell, danach Abfall, der wieder und wieder recycelt wird. *Der Journalismus der Gegenwart*, denkt Kris und würde am liebsten den ganzen Haufen anzünden. Als sich die Türen wieder öffnen, tritt er aus dem Aufzug und läßt die Papiertüten auf dem Boden stehen. Sie kippen beinahe gleichzeitig mit einem Seufzer zur Seite, dann schließen sich die Fahrstuhltüren, und es ist vorbei.

Kris tritt auf den Bürgersteig und atmet tief durch.

Wir sind in Berlin, wir sind in der Gneisenaustraße. Die WM ist seit neun Wochen vorbei, und es scheint so, als hätte es sie nie gegeben. Kris will nicht, daß ihm das geschieht. Er ist Ende Zwanzig und nach zwölf Monaten Festanstellung wieder arbeitslos. Er hat kein Interesse daran, sich nach einer neuen Stelle umzusehen, und er will auch nicht wie hunderttausend andere von einem Volontariat zum nächsten wechseln, für einen Hungerlohn sein Bestes tun und hoffen, daß man ihn eines Tages übernimmt. Nein. Auch will er nicht den Job eines Auszubildenden machen, denn er hat eine Ausbildung und ein abgeschlossenes Studium. Seine Einstellungen liegen quer zum Berufsmarkt – er ist schlecht im Betteln und

viel zu arrogant für die kleinen Jobs. Aber Kris hat nicht vor, zu verzweifeln. Sein Kopf wird in keinem Backofen landen, niemand wird seine Probleme zu spüren bekommen. Kris ist ein Optimist, und er kann nur zwei Dinge nicht ausstehen: Lügen und unfaires Verhalten. Heute hat er beides zu spüren bekommen, und seine Laune ist dementsprechend. Wenn Kris Marrer jetzt wüßte, daß er sich schon seit dem Erwachen auf ein neues Ziel zubewegt, dann würde sich seine Haltung verändern. Du könntest ihn lächeln sehen. Da er aber ahnungslos ist, verflucht er den Tag und macht sich auf den Weg zur U-Bahn. Er fragt sich, wie man eine Welt geraderücken soll, in der sich jeder daran gewöhnt hat, schief zu stehen.

TAMARA

Im selben Moment, in dem Kris das Redaktionsbüro verläßt, setzt sich Tamara Berger erschrocken in ihrem Bett auf. Die Zimmerdecke ist nur einige Zentimeter von ihrem Kopf entfernt, und Tamara weiß, daß sie sich nie daran gewöhnen wird. Als würde sie in einem Sarg erwachen. Sie läßt sich in die Kissen zurückfallen und denkt über den Traum nach, der wie ein Echo in ihren Gedanken nachhallt. Ein Mann hat sie gefragt, ob sie sich entschieden hätte. Tamara konnte sein Gesicht nicht sehen, sie sah nur die angespannten Sehnen an seinem Hals. Also versuchte sie, um den Mann herumzugehen, doch sein Kopf drehte sich immer weg von ihr, bis sein Hals diese haarfeinen Risse bekam, die Tamara an ausgetrocknete Erde erinnerten. Schließlich legte sie dem Mann eine Hand auf den Kopf, so daß er ihn nicht mehr wegrehen konnte. Sie ging um den Mann herum und wurde wach.

Wir befinden uns im Süden von Berlin, zwei Straßen vom Rathaus Steglitz entfernt. Das Zimmer geht auf einen Hinterhof hinaus, die Vorhänge sind zugezogen, und eine Wespe fliegt unermüdlich gegen das Fensterglas. Tamara weiß nicht, wie die Wespe durch die versiegelten Fenster hereingekommen ist. Der Wecker zeigt 11:19 Uhr. Tamara glaubt es nicht und hält sich den Wecker dicht vor die Augen, bevor sie fluchend vom Hochbett steigt und sich die Sachen vom Vorabend anzieht. Eine Minute später eilt sie aus der Wohnung, als würde das Haus in Flammen stehen.

Du fragst dich jetzt bestimmt, warum wir uns mit einer Frau aufhalten, der es nicht einmal gelingt, nach dem Erwachen ihr Gesicht zu waschen oder sich frische Sachen anzuziehen. Tamara stellt sich dieselbe Frage, während sie in der U-Bahn ihr Gesicht in einer Spiegelung betrachtet. Als sie heute morgen gegen vier Uhr nach Hause kam, war sie viel zu müde, um sich abzuschminken. Die verlaufene Mascara hat dunkle Spuren unter ihren Augen hinter-